
Die Allmacht von Organisationen und die Würde der Einzelnen. Zur Sozialgeschichte von Krieg und Nachkriegszeit in Afrika

Gespräch zwischen Helmut Bley, Gesine Krüger, Thorsten Meier und Frank Schubert

Bley: In den vorangegangenen Texten wird versucht, der Zivilbevölkerung und den von Krieg und Verfolgung Betroffenen Würde zu geben, Eigensinn und Eigenständigkeit zu betonen, ihre Überlebensstrategien in den Mittelpunkt zu rücken und von dort aus zu einer kritischen Reflektion über Kriegsregulierungs- und Flüchtlingsintegrationsstrategien zu kommen, hier vielleicht neue Wege zu weisen. Problematisch ist folgendes: Seit langem denken wir über Kriegsfolgen und Kriegsbewältigung nach und sagen, daß es eine Differenzierung in der Kriegserfahrung gibt. Es gibt im Kriege Nicht-Kriegszeiten oder schon Nachkriegszeiten, in denen andere noch mitten im Kriege sind. Es gibt eventuell geregelte oder halb-geregelte Beziehungen zwischen Soldaten und Bauern. Es besteht aber die Gefahr, daß dies alles zu einer Verharmlosung der Kriegsfolgen führt. Wenn man die Überlebensstrategien in den Mittelpunkt stellt und sagt, 75 bis 90 Prozent der Menschen helfen sich selbst, könnte der Eindruck entstehen, es sei alles gar nicht so schlimm. Das führt dazu, daß man wahrscheinlich noch gründlicher die Marginalisierungsgefahren schon im Normalfall und die besonderen Bedrohungen im Krieg und in Kriegszeiten behandeln sollte. Dabei bleibt aber das Thema, den Menschen ihre Würde zurückzugeben und ihre Spielräume zu erkennen. Außerdem haben mich die Aufsätze und Ansätze an Brigitte Erlers Buch „Tödliche Hilfe“ erinnert, in dem diskutiert wird, ob man denn nun mit der Entwicklungshilfe aufhören oder in Kenntnis all dieser Schwierigkeiten weitermachen sollte. Ich habe bereits an anderer Stelle gesagt, daß man natürlich weitermachen sollte, aber in einem intensiven Dialog mit den internationalen Hilfsorganisationen.

Schubert: Ich möchte beim Stichwort Normalfall weiterfragen. Ist mein Eindruck richtig, daß es in der Geschichtsschreibung oder auch bei der allgemeinen Behandlung von Konflikten eine klassische Einteilung in Kriegszeiten und Friedenszeiten gibt und daß der Krieg und die Kriegsfolgen eine ganz besondere Zeit sind, etwas, das „aus der Geschichte herausfällt“. Ich weiß nicht, ob uns dies gelingt, aber wir versuchen immer wieder über die chronologische Einteilung in Kriegszeiten und Friedenszeiten hinaus zu zeigen, daß Gewalterfahrungen oder auch andere gesellschaftliche Beziehungen sich in einer gewissen Kontinuität befinden, daß sie sich zwar verändern, aber daß es keinen absoluten Bruch gibt.

Bley: Ja, das kann man unterstützen, etwa mit den älteren Forschungen von Spittler über despotische Herrschaft in Agrargesellschaften. Hier wird beschrieben, daß der Staat mit seinen Erzwungungsinstrumenten von Zeit zu Zeit mit terroristischen und gewaltförmigen Mitteln eingreift, weil er sich anders nicht durchsetzen kann. Sicherlich haben viele der Patron-Klient Beziehungen, die in den Aufsätzen ja manchmal als sicherer erscheinen als die Angebote der Hilfsorganisationen, immer auch einen Gewaltcharakter und insofern ist der Krieg für manche Bauern auch nur eine Sonderform des Gewaltverhältnisses, in dem sie sich ohnehin heftigen. Allerdings ist Kontinuität fraglich, wenn Gewalt so eskaliert, daß pausenlos geplündert und getötet wird und Frauen vergewaltigt werden. Hier kann man dann doch fragen, ob es sich nicht um Zustände handelt, die einen Ausnahmefall darstellen.

Krüger: Welche Rolle hat die Erforschung von Kriegsursachen, vor allem aber von Kriegsfolgen im Kontext afrikanischer Geschichtsschreibung? Das hat ja in Deinen eigenen Fragestellungen in den letzten Jahren einen großen Stellenwert bekommen.

Bley: Die Ausgangsfrage war ja eine doppelte: Die Wahrnehmung Afrikas als von Kriegen und Krisen zerrissenem Kontinent war und ist so negativ, daß wir überlegt haben, das Thema direkt anzugehen. Die Lösungen afrikanischer Gesellschaften, aus diesen Kriegen wieder herauszukommen, sind ein in sich würdiges Thema, um das Bild von Afrika als Krisenkontinent zurechtzurücken. Das war ein ganz wichtiger Punkt. Nun sind wir ja von der Sozialgeschichte des Krieges und den unmittelbaren Kriegsfolgen zur Problematik der Reintegration von Flüchtlingen und Veteranen weiter gegangen. Hierbei ist wichtig, daß man ohne die Kenntnis der Sozialgeschichte des Krieges und der Differenzierungen, der Nachkriegszeiten im Krieg, der flächendeckenden Vernichtung und der Ausweichmöglichkeiten, die Nachkriegszeit nicht gut planen kann und auch der ganze Konfliktregulierungsprozeß illusorisch wird. Daher ist auch für die heute stark diskutierte Konfliktregulierungsfrage diese Untersuchung des Krieges mit seinen Ansätzen zur Selbsthilfe ein wichtiger Beitrag, trotz des Risikos, daß man mit einer differenzierten Sozialgeschichte des Krieges und seiner Nachkriegszeiten in der Gefahr steht, daß es wie eine Verharmlosung wirkt. Ich glaube, daß es allerdings sehr darauf ankommt, wie man mit Begriffen wie Not, Extremsituation, Gewalt, Krieg oder Selbsthilfe umgeht. Man sollte zur Veranschaulichung typische Biographien anhand der unternommenen Interviews lesen, um von der relativ hohen Datenaggregation, die sich auch in den vorliegenden Aufsätzen findet, zu den Einzelschicksalen überzugehen, anhand derer die ganze Härte des Krieges, z.B. der Verlust von Kindern oder Vergewaltigung, deutlich wird. Wenn man dann in diesem Kontext von Eigenständigkeit und Selbsthilfe spricht, wird klar, worum es geht.

Krüger: Ich verstehe durchaus, was Du mit Verharmlosung meinst, aber ich glaube doch, daß die Subjekte in den Blick genommen werden sollten,

gerade um den Krieg nicht zu verharmlosen. Für mich ist das interessante an diesen Projekten, daß hier anders als in der Friedens- und Konfliktforschung nicht versucht wird, Kriege zu typisieren und zu kategorisieren. Unsere Vorhaben haben einen radikal subjektiven Ansatz. Natürlich besteht die Gefahr, daß eine zu große Betonung der vorhandenen Handlungsspielräume verharmlosend wirkt. Andererseits entgeht man gerade mit dem subjektiven Ansatz der Verharmlosung durch Abstraktion, wo nur von Tausenden, Zehntausenden oder auch Hunderttausenden von Opfern gesprochen wird.

Bley: Da sind wir natürlich im heutigen grundlegenden Methodenproblem. Einmal ist der Blick vom Einzelnen her, sei es diskursanalytisch oder biographisch, ganz wichtig, macht aber nur dann Sinn, wenn auch die Rahmen- und Randbedingungen immer mit in den Blick genommen werden, d.h. der Krieg als ganzes, aber auch die Frage der Kontinuität von Gewalt in Kriegszeiten sowie Vor- und Nachkriegszeiten. Ich kann mir für Uganda vorstellen, daß die Massentötungen unter Amin und Obote zahlenmäßig möglicherweise größer waren als die Opfer der Kriege. Anhand dieser Gewalterfahrung und repressiver Herrschaft ist die Unterscheidung zwischen Krieg und Frieden mitunter schwer möglich, besonders in Agrargesellschaften.

Krüger: Siehst Du eine besondere Chance darin, sich als Historiker mit der „extremen Zeitgeschichte“ zu beschäftigen?

Bley: Der Ausgangspunkt war natürlich eine, wenn man so will, politische Überlegung, über die ich eben schon gesprochen habe. Es geht darum, daß man das Negativeimage „Krisen und Katastrophen in Afrika“ nur dann eingrenzen kann, wenn man über die Selbsthilfe der Menschen spricht, das ausdifferenziert und vor allem die Leistungen in Richtung Frieden und Überlebensstrategien betont. Dies war der politische Ausgangspunkt. Ich werde ja öfter gefragt, ob ich nun Historiker oder Sozialwissenschaftler bzw. Politologe sei. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Historiker ihre Tradition im Umgang mit dem empirischen Material und den Blick auf andere Gesellschaften einbringen können. Die Kriege umfassen mehrere Generationen. In Eritrea herrschte ein Dreißigjähriger Krieg, und auch die Konflikte in Uganda dauerten sehr lange. Deshalb kommen ja auch die Generationskonflikte dort besonders zur Geltung. Historiker haben den Vorteil des langen Atems, des Zugangs, quellenkritisch mit Material umzugehen, den Einzelnen nicht aus dem Auge zu verlieren und das ganze nicht einer strengen Theorie zu unterwerfen. Ich glaube, Historiker arbeiten mit Quellen, Material und Personen in einer bestimmten Weise. Und dabei geht es nicht darum, ob es sich um eine Zeit vor 20 Jahren oder vor 150 Jahren handelt. Das ist etwas, was Historiker in der jetzt von der Gegenwart überwältigten wissenschaftlichen Welt auch offensiv vertreten müssen: Wir haben mit unseren Methoden eine Kompetenz für die Gegenwart. Andererseits muß jede sozialwissenschaftliche Untersuchung einige Jahrzehnte zurückgreifen, ansonsten ist sie atemlos. Dies ist eine

grundsätzliche Frage und wir müssen uns denen entziehen, die uns ausschließlich mit der Vergangenheit in Verbindung bringen.

Schubert: Bei meiner Arbeit habe ich den Eindruck – ich weiß nicht, ob Du dem zustimmen würdest –, daß in allen Schilderungen auch aktueller Krisen durch Interviewpartner immer ein Bewußtsein von Geschichte mitspielt. Daß aber die Art und Weise wie Geschichte für die Konflikte und auch für die Wahrnehmung der Konflikte von Relevanz ist, wesentlich komplizierter ist als z.B. das Bild von den ethnischen Gegensätzen, daß für Afrika in der Regel in sehr vereinfachter Form benutzt wird. Deiner Anmerkung zu den Biographien würde ich zustimmen. Ich glaube ebenfalls, daß man anhand von Biographien eben nicht nur die Handlungsspielräume sieht, sondern auch die Bedrohungen und gleichzeitig dieses Auf und Ab des Krieges: die Phasen extremer Bedrohung und dann wieder Phasen der relativen Ruhe. Das interessante und teilweise erschütternde an diesen Biographien ist ja gerade, was die Menschen bereits als Ruhe betrachten bzw. als Entspannung oder leichte Verbesserung.

Bley: Ja, das sah ich auch in anderen Zusammenhängen, z.B. wenn ich die Anfänge der Kolonialzeit in Afrika und den Prozeß der Dekolonisation sehr nahe aneinander rücke. Jemand, der 1895 20 Jahre alt war, ist 1950 am Vorabend der Dekolonisation eben 75. Wir betonen häufig kurze periodische Abschnitte. Für uns sind ja die frühe Kolonialzeit, der entwickelte Kolonialismus und die Dekolonisation unterschiedliche Welten. Das sind Epochen, die genauso weit entfernt voneinander scheinen wie das Mittelalter von der Frühen Neuzeit oder Luther von der Französischen Revolution. Und doch geschieht dies in einem Menschenleben. Und wenn wir nun davon ausgehen, daß Großvater, Vater und Sohn eine erinnerungsmäßige Einheit darstellen, dann sind wir ja mühelos in den Zeiten des großen Mutesa oder in der Zeit vor Haile Selassie. Und hierbei ist dieses Auf und Ab der Kriegs- und Friedenszeiten natürlich eine wichtige Erfahrung für diese Menschen.

Meier: Du hast eben angesprochen, daß ein langes Leben akkumulierte historische Erfahrung ist, speziell in Afrika mit den von Dir genannten Epochen. Dies bringt mich zu einem Punkt, den ich auch in meinem Resümee behandle. Dort versuche ich zu begründen, wie die Flüchtlinge und auch die Rückkehrer von der Autorität der internationalen Flüchtlingshilfe umgehen. Ich sage dort ganz vorsichtig, daß es so aussieht, als würden die Menschen auf historisch überlieferte Verhaltensmuster im Umgang mit Autoritäten zurückgreifen. Würdest Du diese Einschätzung teilen?

Bley: Ja, das ist so schlüssig, daß man auf den Gedanken kommen könnte, es wäre eine Untersuchung wert, mal einem konkreten Fall nachzugehen. Kann man solche Verhaltenstechniken von Bauern gegenüber Herrschaft über lange Zeiträume untersuchen? Ein Vergleich mit der Frühen Neuzeit in Europa ergäbe sicherlich auch Hinweise auf solche traditionellen Verhaltensweisen. Andererseits muß man neue Gewaltformen berücksichtigen – sei es durch das Maschinengewehr oder durch Luftangriff-

fe. Man bedenke, daß im Biafrakrieg die Luftangriffe als sehr neue Erfahrung wahrgenommen worden sind, ebenso wie die von Volker Matthies beschriebene totale Ohnmacht bei Luftangriffen auf Hirten und ihre Herden. In diesen Fällen brechen historisch überlieferte Muster auch zusammen, da die Opfer gar nichts mehr machen können. Diese Aspekte des modernen Krieges muß man berücksichtigen. Außerdem agieren die Großorganisationen und diese riesigen Flüchtlingslager ja wohl auch in Größenordnungen, denen nicht mehr mit ganz normalen „patterns“ begegnet werden kann. Wenn die Großorganisationen vier Jahre bleiben, ist es schon eine lange Zeit, doch die Menschen müssen ein ganzes Leben lang aushalten, und so können sie sich letztlich nur auf ihre Verwandten verlassen und auf diejenigen, die man im ähnlichen Sinne als verlässliche Freunde deutet. Um durchhalten zu können, muß man wissen, auf welche Ressourcen man sich wirklich verlassen kann, wie z.B. den Zugang zu Land.

Krüger: Es hat sich ja gezeigt, daß selbst nach dem Herero-Krieg das stattfand, was ich Rekonstruktion nenne. Ich bin immer noch bei dem Thema Verharmlosung. Ich glaube, man muß zwei Dinge trennen. Einerseits gibt es die konkrete Not der Menschen. Andererseits ist es aber das Bild von Afrika, das gerade in der Betonung von Not, Entwurzelung und Zerstörung eine andere Form der Verharmlosung darstellt, die hier genaueres Hinschauen nicht mehr nötig ist und der Rekonstruktionsprozeß völlig aus der Geschichtsschreibung ausgeblendet wird.

Bley: Ja, da steht man ja auch erst einmal mit Verwunderung und Bewunderung vor dieser unglaublichen Rekonstruktionskraft und den sozialen Kohäsion, die diese Menschen zustande bringen. Das wirft natürlich ganz neue Fragen auf. Woher kommt eigentlich diese kulturelle und soziale Kontinuität? Ist sie in der Logik der Überlebensstrategien und der „essentials“, die sich aus der Agrargesellschaft ergeben, so klar verankert? Das Vieh muß überleben. Die Ernte muß eingebracht werden. Die Kinder müssen durchgebracht werden. Rührt die Kraft also in erster Linie aus den Kernpunkten der agrarischen Produktionsweise? Oder ist in diesen Agrargesellschaften eine Kultur der sozialen Beziehungen entstanden, die unter den schlimmsten Umständen offensichtlich zur Wiederanknüpfung geeignet ist? Möglicherweise ist es eine Mischung aus beidem. Wahrscheinlich zwingt die Frage uns dazu, auch Krieg in Metropolen und Großstädten mit großen Marginalisierungsräumen zu betrachten. Was passiert dort? Allerdings kommen die modernen Kriege an die Städte erst sehr spät heran. Das bedeutet dann eigentlich schon den Zusammenbruch der allgemeinen Autorität. Großstädte werden eigentlich einem richtigen Krieg gar nicht unterworfen. Insofern gibt es vielleicht gar keine guten Beispiele in diesem Zusammenhang. Vielleicht wäre der japanische Umgang mit den chinesischen Städten im Zweiten Weltkrieg ein solcher Fall.

Schubert: Ich möchte auf den Herero-Krieg zurückkommen. Kann man nicht sagen, daß sich Gesine Krügers Arbeit auch gegen eine Sichtweise richtet, die häufig mit dem falschen Bild der totalen Entwurzelung und

Zerstörung einhergeht. Es geht um einen europäischen Blick und eine europäische Sichtweise auf afrikanische Gesellschaften, gerade auf Gesellschaften im Krieg, die von sehr starken Allmachtsphantasien geprägt sind. So gab es doch bei den deutschen Kolonialherren in der Nachkriegszeit das Bewußtsein, nicht nur gesiegt zu haben, sondern im Grunde genommen auch das Schicksal der Herero zu bestimmen. Sie betrachteten sich als Herren eines Prozesses, in dem sie die Überlebenden des Krieges an einem bestimmten Platz in die koloniale Gesellschaft einordneten. Arbeiten wie die von Gesine Krüger weisen letztlich diese Allmachtsphantasien, aber auch das Bild der totalen Zerstörung zurück.

Bley: Ich glaube ja schon in meiner eigenen Arbeit gezeigt zu haben, daß selbst diese Allmachtsgefühle Risse hatten, so z.B. in Darstellungen sentimentaler Façon: „Ach, diese stolzen Menschen, wie elend sitzen sie da nun; sie waren doch mal Könige an ihrem heiligen Ahnenfeuer und in welchem Zustand sind sie nun.“ Trotz der Allmachtsphantasien gab es außerdem die Vorstellung, die Herero bereiteten sich innerlich auf den nächsten Aufstand vor. Auch stießen die Kolonialherren und Siedler in Alltagssituationen immer wieder auf unerwarteten Widerstand. Sie mußten sich damit auseinandersetzen, daß ihre Vorstellung totaler Kontrolle nicht richtig funktionierte. In der konkreten politischen und menschlichen Begegnung bemerkten sie Eigensinnigkeit und Widerstand, und auch die Geschichte hinter den einzelnen Personen. Ich habe daher ja die Hysterie und den Sicherheitskomplex der deutschen Siedler nach dem Sieg zum Thema gemacht. Also steckt selbst in den Allmachtsphantasien ein Stück Ahnung von der Ohnmacht, Menschen wirklich restlos nach eigenen Vorstellungen organisieren zu können. Ich glaube sogar, daß man beim „social engineering“ der südafrikanischen Apartheid nachweisen kann, daß bei allen Allmachtsgefühlen gleichzeitig bewußt war, daß die Dynamik in Gesellschaften so stark ist, daß man sie letztendlich nicht vollständig kontrollieren kann. Dieser „Widerspruch“ ist auch bei den Hilfsorganisationen zu beobachten. Einerseits gibt es Allmachtsgefühle über die Kraft der Organisationen, Verabsolutierungen über die Wucht des modernen Krieges und die Größenordnung von Hunger, andererseits aber ist doch wohl praktisch allen Helfern bewußt, wie begrenzt ihre Möglichkeiten und die Auswirkungen ihrer Einsätze sind.

Meier: Es gibt durchaus sehr kritische und sehr gute Beiträge, Artikel und Untersuchungen von den Hilfsorganisationen selbst, die sozusagen vom Erkenntniswert her an der Spitze sind. Aber es handelt sich bei diesen Organisationen zumeist um große Apparate, um Hilfsbürokratien und die sind träge. Es dauert sehr lange, bis die sich mal einen Millimeter bewegt haben. Es gibt ja wirklich zahllose Versuche und seit Jahrzehnten wird diskutiert, was verändert werden kann, aber es gibt wenig wirkliche Veränderungen.

Bley: Darüber habe ich auch nachgedacht. Es gibt auch institutionelle und soziale Gründe für diesen Zustand. Keiner kann als Friedensassistent

oder als Flüchtlingshelfer sein Leben im Luwero-Dreieck verbringen. Solche Krisen sind nur einige Jahre lang akut und dann werden die Bataillone in andere Länder verlegt. Wenn die betreffende Person Pech hat, muß sie nach Laos oder Birma oder wo gerade eingegriffen wird. Fünf bis sechs Stationen sind unvermeidlich für eine Karriere, doch dann kommt mit Mitte vierzig das große Problem der Verankerung in den eigenen Institutionen zu Hause. Dieses wird zur Zeit abgebaut; die Projektzeiten und das Herumreisen, von einem Projekt zum anderen, eventuell auch von einer Organisation zur anderen, von Friedensregulierung zur Flüchtlingshilfe in Demobilisierungsprojekte, Hunger- und Katastrophenhilfe. Da muß man also auch noch über die Zäune springen, um in allen Organisationen präsent zu sein. Anders können die Helfer keine soziale Existenz aufbauen. Das führt zu diesem flüchtigen Moduldenken, was Du ja mit Recht auch in Deinem Aufsatz anprangerst. Da kommen wir zu einem riesigen Problem: Was für Ausbildungsprogramme und was für Karrieremuster und welche Durchlässigkeiten wollen wir den in der internationalen Hilfe tätigen Menschen eigentlich anbieten und zumuten.

Schubert: Ich möchte noch einmal darauf beharren, daß kritische Stimmen, die es sicherlich gibt, häufig auch deshalb kritisch sind, weil eine Stimme aus einer Organisation ein andere Organisation kritisiert – wie ja auch Anfang des Jahrhunderts eine Kolonialmacht die unhaltbaren Zustände bei der anderen Kolonialmacht kritisiert hat. Aber ist nicht trotz dieser kritischen Stimmen immer noch der Glaube an Intervention vorherrschend. Intervention ist ja ein sehr weitläufiger Begriff. Nicht nur die militärische Intervention wurde in den letzten Jahren auch für Afrika wieder verstärkt diskutiert, auch das UNHCR benutzt ja den Begriff der Intervention.

Meier: Der humanitären Intervention.

Schubert: Die Kritik beruht doch häufig allein darauf, zu sagen, nicht der Interventionsgedanke ist falsch, wir haben es nur falsch gemacht. Aber der Glaube an die Möglichkeiten der Intervention, sozusagen an die Möglichkeiten des weißen Mannes, die Probleme des schwarzen Mannes zu lösen, ist doch nach wie vor ungebrochen.

Bley: Ob der ungebrochen ist, weiß ich nicht – vor allem seit Somalia und dem jugoslawischen Bürgerkrieg und seit insbesondere die scheinbar wunderbare Lösung in Kambodscha in die Krise gerät. Auf der einen Seite gibt es ja die Tendenz der Großmächte, mindestens für „unwichtige“ Gebiete zu sagen, die Lösung muß den ortsgebundenen Mächten überlassen und deren Interventionsmöglichkeiten sollen gestärkt werden. Dies gilt für ökonomisch und politisch „unwichtige“ Gebiete wie Afrika. Man weiß, es ist begrenzt, was man dort machen kann. Auf der anderen Seite führt natürlich die extreme Katastrophe, sofern sie medienwirksam dargestellt wird, zum Interesse der Großorganisationen, Hilfe auch zu leisten, weil sie sonst ja um ihre Aufgaben gebracht werden. Dies hat eine extreme Sogwirkung, selbst dann, wenn die Großmächte gar keine wirklichen Interessen in den betroffenen Gebieten mehr haben. Aber ob der Glaube an

die Intervention ungebrochen ist? Es handelt sich wohl eher um den Glauben, daß man in extremen Notlagen improvisiert helfen muß. Dieser Glaube ist ungebrochen und die Hilfsorganisationen sagen natürlich, wir haben den Apparat dafür, wir haben eine interne kritische Diskussion, wir lernen aus unseren Fehlern, wir sind da, wenngleich es manchmal krasse Fehlschläge gibt. Nehmen wir einmal die Krise in Zaire, die doch wohl wirklich gezeigt hat, daß es fast unmöglich ist, Hilfe zu gewähren, ohne den militärischen Parteien gleichzeitig Assistenz, ungewollte Assistenz zu geben. Ich denke, daß die Organisationen an diesem Punkt weiter nachdenken müssen. Jedenfalls reden sie jetzt erst einmal darüber, daß Korruption in die Politik eingeplant werden muß, daß z.B. mit militärischen Banden umgegangen werden muß. Es wird dann fast zu einer Kosten-Nutzen-Analyse, ob man sagt, wenn sie uns 80 Prozent klauen, dann gehen eben wir raus; wenn sie aber nur 30 Prozent wollen, dann bleiben wir drin. Die Organisationen werden sich als Organisationen natürlich nicht aufgeben. Dem kommt ja auch etwas entgegen. Nehmen wir diese große Karriere von Amnesty International, wenngleich es sich hier nicht um eine klassische Hilfsorganisation handelt. Diese überall in der Welt vertretenen NGOs sind ja die ersten wirklich aktiven globalen Einrichtungen, die keine nationale Verankerung mehr haben. Auch wenn sie aus den westlichen Industrieländern kommen, handelt es sich hier um wirklich globale Akteure und ich denke, sie haben eine sichere Überlebenskarriere, weil sie auf Weltprobleme antworten. Sie werden auch immer eine hohe Akzeptanz haben, wenn sie beschließen zu intervenieren. Das globale Bewußtsein wird durch diese Organisationen mit transportiert und dadurch werden sie auch sehr lebendig bleiben.

Krüger: Die Allmachtsphantasien sind also nicht ungebrochen, sondern in den Allmachtsphantasien ist die Unsicherheit schon immer enthalten und hat zugenommen. Andererseits wird der Interventionsgedanke durch die Globalisierung doch eher gestärkt.

Bley: Das ist ein Gedanke. Der andere ist: Diese ganze Durchsetzungsrhetorik, um die Gelder zu bekommen, den Spendenwillen zu stärken oder die Politiker zu organisieren, besagt ja immer auch, was man sich vornimmt, kann man auch schaffen. Ein Projekt löst demnach theoretisch die Probleme der Welt. Die ganze Antragsprache ist ja so gefaßt, daß Projekte immer Erfolg haben und ein klares Instrumentarium besitzen. So kommt es zu dem Modulgedanken. Alles muß überall einsetzbar sein, denn eine Organisation kann sich nicht für jeden Einzelfall etwas neues ausdenken. Daraus entstehen immer wieder solche „Allmachtsgedanken“: Wir haben das Rezept für alles und jedes. Dies wird immer wieder institutionell gefördert und man muß die Stichworte des neuesten und 27. Kriteriums der Entwicklungshilfe erfüllen, obwohl man genau weiß, daß man nicht alle gleichzeitig erfüllen kann – Frauen und Kinder, Alte und Junge, Krieg und Frieden, Ökologie. Diese Ansprüche können natürlich nicht erfüllt werden, wenn aber diese „Spiegelstriche“ alle untergebracht werden, wird das Pro-

jekt genehmigt. Diese Durchsetzungssprache der Verbandsmanager mit Rücksicht auf Haushaltsausschüsse und die Durchsetzungsrhetorik wird eben bleiben. Das ist das Problem der Großorganisationen.

Krüger: Du hast auch gesagt, daß Organisationen wie Amnesty International die ersten globalen Vereinigungen waren und auch wichtig bleiben werden, weil sie auf Weltprobleme internationale Antworten geben.

Bley: Daraus entwickelt sich ihre Legitimität, daß sie versuchen auf Weltprobleme zu antworten. Ob man da Ohnmachtsgefühle oder Allmachtsgefühle hat – jedenfalls besteht ja der Eindruck, daß viele Probleme schwer lösbar sind, daß man eingreifen muß, unabhängig von dem Problem, daß die Hilfsorganisationen in politische Koalitionen hineingeraten. Für mich gibt es hier ein Beispiel aus der Geschichte der Solidaritätsbewegung. Warum gab es dieses ungeheure und erfolgreiche, über Jahrzehnte durchgehaltene Engagement für Südafrika, aber andere schwere Katastrophenfälle wie der Rote Terror in Addis Abeba und andere Fälle wie Birma sind einfach nicht in den Rang gekommen, vom Weltbewußtsein behandelt zu werden und eine Stoßrichtung zu bekommen. Da gibt es eine Mischung von Gründen. Ich will einmal was ganz böses in bezug auf Südafrika sagen: Weil es eben in der Grundstruktur doch auch ein demokratisches Staatswesen war bei aller Diktatur, konnte hier auch interveniert werden. Es gab Interventionsspielräume. Wenn jemand sich so dicht abschließt wie die Nordkoreaner oder das Regime in Birma, dann läßt man irgendwann auch die Finger davon, weil keiner herankommt. Insofern sind auch die Kampagnen von Hilfsorganisationen durch politische Konstellationen mitgeprägt und bestimmt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich etwas ganz Ernsthaftes in den USA in bezug auf den Irak – Stützung von alternativen Bewegungen und dergleichen – entwickeln kann, angesichts der fixierten politischen Position, Saddam Hussein an der Macht zu halten und gleichzeitig zu schwächen. Da hören dann auch alle auf, denn es gibt keine Spielräume. Südafrika ist übrigens auch ein gutes Beispiel für das Globalisierungsphänomen, weil dort seit 1948 so grundsätzlich die Menschenrechte institutionell mißachtet wurden. Gleichzeitig hat Südafrika sich als eine demokratische, der westlichen Wertegemeinschaft zugehörige Gesellschaft betrachtet. Sie haben jahrzehntelang gerade deshalb internationalen Gegenwind bekommen, weil sie behaupteten, sich an universalen Normen zu orientieren. Moderne Systeme sind möglicherweise zynisch genug, einen solchen Fehler – sich auf universelle Menschenrechte zu beziehen – nicht zu machen. Statt dessen werden Oppositionen direkt und kurz, mit modernen Herrschaftsmethoden abgewürgt.

Krüger: Ich glaube, es gibt noch einen anderen Grund für das westliche Interesse an Afrika und speziell Südafrika. Asien erscheint grundsätzlich als viel fremder. In Südafrika besteht z.B. das Sprachenproblem nicht. Es ist eine viel größere Nähe da. So haben wir uns ja z.B. am Ende der siebziger Jahre für alle möglichen Befreiungsbewegungen engagiert, aber China

ist immer fremd geblieben, während Afrika und Lateinamerika viel stärker emotional besetzt wurden.

Bley: Das ist ein gutes Argument. Das hängt natürlich auch mit den scheinbar viel fester gefügten Strukturen asiatischer Gesellschaften zusammen, aber vielleicht auch mit der Sprachenfrage und mit dem Zugang.

Meier: Ich möchte noch eine Frage stellen, die sich auf eine weitere Rolle des internationalen Hilfsapparates bezieht. In Eritrea ist mir vom ehemaligen Chef der eritreischen Flüchtlingsbehörde erzählt worden, daß Menschenrechtsorganisationen mit der Aufgabe in die DR Kongo geschickt wurden, krasse Menschenrechtsverletzungen aufzudecken und zwar nicht mit dem Ziel, dieses zu dokumentieren, sondern mit dem Ziel, die neue Regierung Kabila zu diskreditieren. Da wurde im Grunde genommen eine Verschwörungstheorie konstruiert, wonach sich die Mächtigen des Systems internationaler Hilfsorganisationen bedienen, um andere Systeme zu diskreditieren. Meine Frage an Dich wäre jetzt: Glaubst Du, daß die internationale Hilfe – sei es Flüchtlings- oder Entwicklungshilfe – ein Ziel bewußt oder unbewußt verfolgt, daß über ihre eigentliche Definition hinausgeht?

Bley: Das ist eine ganz schwierige Frage. Ich kann es mir nur aus dem deutschen Kontext beantworten, wo ja alle unsere sogenannten NGOs mehr oder weniger zu hundert Prozent – gut, es gibt ein gewisses Spendenaufkommen – doch von öffentlichen Mitteln abhängen und über den Etat des BMZ und ähnlichen Einrichtungen gehen, die Hilfsorganisationen also in einem hohen Ausmaß von öffentlichen Mitteln abhängig sind. Wenn man übrigens sehr stark von Spendern abhängig ist, gibt es natürlich einen Honoratiorenkreis, über dessen Vorstellungen der Spendenfluß auch gefördert wird. Ich weiß es von der UNICEF, wo wir ja der zweitgrößte Geber in der Welt sind. Bei den privaten Spenden ist es schon ganz wichtig, welche Linie man fährt, wie der Schatzmeister und andere Honoratioren eben auf Ideen reagieren. Die Führungsfiguren hier, aber auch die Koordinatoren in den Ländern draußen, die in einem regelmäßigen Gespräch mit den Botschaftern sind, spüren genau, wo die Interessen liegen. Insofern werden sie automatisch vorsichtig werden. Hier ist eventuell das kritische Vermögen, eine Instrumentalisierung zu durchschauen, nicht besonders hoch entwickelt. Dies halte ich schon für gefährlich.

Meier: Aber Du würdest nicht sagen, daß das, was ich geschildert habe, systemischen Charakter hat und daß es quasi eine Nebenaufgabe des wie auch immer zuständigen internationalen Hilfsapparates ist, sich auch noch um andere Angelegenheiten, die über ihr Mandat hinausgehen, zu kümmern – im Interesse ihrer Financiers, also der Mächtigen der Welt, der USA oder Europas?

Bley: Am Beispiel der USA kann natürlich schon überlegt werden, ob nicht bei der großen Durchlässigkeit – Chef einer Hilfsorganisation, State Department, Universität, Think Tank – Hilfsorganisationen dem Establishment und dessen Interessen verpflohtet bleiben. Aber andererseits kann

man mindestens bei den Gründervätern von Organisationen sehen, daß sie fast besessen von ihrem Thema sind. Da gibt es auch einen großen moralischen Rigorismus. Sicherlich werden sie Kompromisse machen – taktische und politische – aber es gibt Grenzen, und es ist berechtigt zu sagen, daß sie eine Kernüberzeugung haben, von der sie sich nicht abbringen lassen, selbst wenn sie objektiv in Widersprüche geraten. Das mag anders sein, wenn sozusagen professionelle Geschäftsführer von einer Institution zur anderen wandern und dann unter anderem auch eine Hilfsorganisation effektiv managen, die eben nicht von diesem Rigorismus, sondern von taktisch-pragmatischen Überlegungen geleitet sind: Wie sichere ich das Mitteilvolumen oder eine Steigerung von fünf Prozent pro Jahr? Dann muß man heiße Themen vermeiden oder man ist auch mal großzügig und macht mit. Das kann ich mir besonders bei großen Apparaten vorstellen. Es ist schwer zu sagen, ob es jetzt einfacher geworden ist, nachdem der Kalte Krieg zu Ende ist und es keine eindeutigen Feindbilder mehr gibt. Richtig relevant wird es meines Erachtens nur dort, wo wirkliche Interessen involviert sind, z.B. bei der Hilfe in Tschetschenien oder bei der Frage der Ölpipeline. Was gibt es jedoch für Interessen, Kabila zu destabilisieren? Das sind sehr komplizierte Fragen. Es hat ja auch immerhin Organisationen gegeben, die hinter Obote in Uganda standen. Es dauerte sehr lange, bis sich die Überzeugung durchgesetzt hatte, daß es sich hier um ein katastrophales Regime handelt. Ursprünglich war es die logische Konsequenz aus dem Ende von Amin, daß Obote unterstützt werden muß. Insofern sind die Interessenlagen auch ganz schwierig in solchen Bereichen, festzustellen und zu bewerten, wen man stützen oder nicht stützen soll?

Krüger: Das betrifft noch einmal die andere Seite der von Dir angesprochenen möglichen Verharmlosung durch die Zielrichtung unserer Forschung und unseren Fokus – sowohl was Krieg wie auch Nachkriegszeiten betrifft. Wenn in vielen Fällen doch keine internationalen Interessen bedroht sind oder keine Stellvertreterkriege geführt werden, würde das doch eher für eine Neubewertung der Frage sprechen, welche Mächte in Afrika Geschichte machen.

Bley: Ich denke doch, daß alle Forscher in den Projekten sich der politischen Rahmenbedingungen, auch der weltpolitischen Rahmenbedingungen und der Auseinandersetzungen der Großmächte bewußt sind, sei es in Zaire oder in Eritrea. Schon allein deshalb, weil man immer mit politisierten Leuten vor Ort diese ganzen Aspekte diskutiert: Was machen die Franzosen? Was machen die Amerikaner? Der weltpolitische Zusammenhang ist ja bei der Forschern präsent. Er steht nur nicht im Zentrum unserer Untersuchung. Er wird mitgedacht. Ich denke, daß wir hier in Hannover welt-systemorientiert und komparativ denken. Wir unterliegen daher nicht der Gefahr, die internationale Dimension zu übersehen. Wenn man aber richtig ernsthaft über den CIA und andere Aktivitäten und Steuerungsmechanismen arbeiten würde, dann käme man vielleicht zu ganz anderen Einschätzungen, wer da wen stabilisiert oder destabilisiert. Wir haben aber eben

einen anderen Weg gewählt, nämlich zunächst einmal die Sozialgeschichte von Krieg und Nachkriegszeit in den Mittelpunkt zu stellen.

Schubert: Du hast ja eben auch von den Fällen gesprochen, wo Interessen wirklich bedroht sind. Es gibt sicherlich in Afrika in der nachkolonialen Zeit eine ganze Anzahl von Kriegen, die – um einen Buchtitel zu zitieren – „vergessene Kriege“ sind. Hier sind keine Interessen, zumindest keine massiven Interessen involviert. Ich würde den Fall Uganda gerade in der Obote-Zeit als einen solchen vergessenen Krieg hezeichnen, bei dem auch die Einmischung externer Mächte zu vernachlässigen ist. Es gab absurde Koalitionen. Die Obote-Regierung hatte gleichzeitig Militärberater aus Großbritannien und Nordkorea. Wir befinden uns da ja noch in der Zeit des Ost-West-Gegensatzes, aber man kann von der Weltpolitik ausgehend hier keine Frontlinien ausmachen. Auch deshalb ist es nicht nur gerechtfertigt, sondern auch geboten, in die Gesellschaften hineinzuschauen, um innerstaatliche und innergesellschaftliche Konfliktlinien zu suchen.

Krüger: Und dabei ist es wichtiger, den Blick auch auf die Subjekte zu richten. Es wäre einfach zu sagen, Frankreich hat hier Interessen und England dort und daher ist es auch kein Wunder, daß dieses oder jenes passiert, so daß man auf einer oberflächlichen Ebene stehen bleibt und eigentlich nicht über afrikanische Geschichte spricht, sondern über internationale Beziehungen.

Bley: Diese Überzeugung teile ich seit langem. Man kann nicht destabilisieren, man kann auch nicht revolutionieren, wenn nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse in dem Lande selber dafür grundlegende Anknüpfungspunkte bieten. Diese Putschkonstellation etwa in Brazzaville, ob nun für die eine oder die andere Ölgesellschaft die Verträge gemacht werden, mag in gewissen strategischen Momenten über Waffenlieferungen und sonstige Unterstützung schon mal die Entscheidung produzieren, welcher Militärdiktator oder welche Gruppe an die Macht kommt. Aber daß es überhaupt möglich ist, dort eine Bürgerkriegssituation zu nutzen, hängt auch wesentlich mit den internen Konstellationen zusammen und wenn man die nicht versteht, dann kann man auch gar nicht einschätzen, warum bei den einen Intervention funktioniert und bei den anderen nicht.

Meier: Ich möchte gerne an das anknüpfen, was Du vorhin schon gesagt hast. Du nanntest eine besondere Kultur der sozialen Beziehungen in afrikanischen agrarischen Gesellschaften, die sich immer dann beweist, wenn es zu schwierigen Situationen kommt, vielleicht als Überlebenskultur. Wenn ich mir die Beispiele Uganda und Eritrea anschau, erkenne ich einen partiellen Widerspruch. Die Flüchtlinge verlassen sich zum großen Teil auf familiäre Netzwerke. Aus der Migrationsforschung wissen wir – und sind häufig ganz erstaunt –, daß diese Netzwerke nicht nur zwei afrikanische Nachbarländer umfassen, sondern durchaus auch den Kontinent verlassen und, zum Schrecken mancher Politiker hier, auch Europa erreichen können. Am Beispiel Uganda wird aber deutlich, daß diese Netzwer-

ke Grenzen haben. Hinzu kommt das Problem der veränderten Beziehung der Generationen zueinander.

Bley: Es ist klar, daß diese agrarische Gesellschaft durch Lager und die Fluchtmöglichkeit in die Stadt auch an Logik verlieren kann, weil es individualistische Ausweichstrategien gibt. Aber die Hauptsache ist folgendes: Beim Nachdenken darüber, wie wirkungsvoll Überlebensstrategien sind und wie sich diese Menschen unter Ausnutzung etablierter sozialer Verbindungen vernetzen, darf man dies nicht als traditionalistisch mißverstehen. Die alte patriarchalische Gesellschaft, die so grundsätzliche Dinge wie die Gründung eines eigenen Haushalts und die Verteilung von Land von ein oder zwei alten Herren abhängig machen, wurde unter bedrohlichen Umständen häufig gesprengt. Aber auch die Innigen können ja nicht darauf verzichten, stabile Solidaritätsnetze wiederaufzubauen. Sie lösen sich etwas stärker von den Familienzusammenhängen ab, indem sie z.B. Beerdigungsgesellschaften unter Wanderarbeitern aufbauen. So entstehen neue Solidaritätsformen. Auch die Jungen stehen vor der Frage, wie sie ihre Überlebensstrategien vernetzen und dabei werden sie dann auch eine ganze Reihe von Dingen, die sicher und verläßlich sind, notfalls auch wieder erfinden und in den weiteren Zusammenhang von Verwandten, Blutsfreunden und Nachbarn integrieren. Es dauert eben sehr lange, bis etwa ein Netzwerk in einem marginalen Stadtteil wirklich verläßlich geworden ist. Wir untersuchen also sehr viel längere und komplexere Zusammenhänge und nicht nur partielle Krisensituationen.

Meier: Ich möchte noch einmal ein Beispiel aus Eritrea nennen. Unter vielen demobilisierten Kämpfern und Kämpferinnen macht sich Enttäuschung breit, weil Frieden eben auch schwierig sein kann und unter Umständen die Überlebensfähigkeit für diese Menschen im Frieden erst einmal nicht gesichert ist, während sie im Kriege durch die Befreiungsbewegung EPLF gesichert gewesen sein soll – jedenfalls sagt das der Mythos momentan.

Bley: Hier deutet sich ein historischer Vergleich mit der Frontgeneration nach dem Ersten Weltkrieg an, die in SA, Frontkämpferbund, Reichsbanner oder in die Freikorps gegangen sind, eben in militärische Organisationen. Dies ist sicherlich auch ein bestimmtes Jugendphänomen, wenn junge Menschen in dieser formativen Periode eine so lange Zeit im Krieg waren und ihr Leben nicht mehr umstellen können, der Krieg der Normalzustand wird, mindestens aber die den Krieg tragenden Organisationen. Es gibt afrikanische Beispiele wie Simbabwe, wo mit der Rigorosität der ZANU den Ex-Soldaten keinerlei organisatorischer Zusammenhang gewährt wurde, den diese zu gerne gehabt hätten. Sie wären gern als Bataillon oder Kommando auf Genossenschaftsfarmen gegangen, um dort ihre Frontgemeinschaft aufrechtzuerhalten, weil die anderen Verhältnisse und sozialen Bindungen abgebrochen waren. Das wurde rigoros unterbunden, weil man Angst hatte, daß sich da radikal-soziale Bewegungen entwickeln würden.

Schubert: Kann man zusammenfassend sagen, daß es keine klare Einteilung in Ausnahmezustand und Normalzustand gibt? Gesellschaftliche Prozesse gehen weiter, auch während der Konflikte. Sie können sich nur verschärfen, beschleunigen; manchmal ist auch das Gegenteil der Fall. Der Krieg ist nicht das Ende interner gesellschaftlicher Prozesse.

Bley: Das halte ich für eine Zuspitzung. Ich denke z.B. an den Dreißigjährigen Krieg. Diese Sehnsucht in den Gedichten und Chorälen nach den Kriegen. Frieden ist ein anderer Zustand als Krieg, auch wenn der Staat gewalttätig, ungerecht und interventionistisch ist. Ich glaube, es ist ein Unterschied. Auch schlechte Herrschaft, die halbwegs berechenbar ist, ist wenigstens berechenbare Herrschaft, und Krieg ist doch ein anderer Zustand. Ich denke, daß Menschen den Unterschied von Frieden und Krieg kennen, bei allen Grauzonen. Dies gilt selbst für die Herero unter den Eingeborenenverordnungen. Es wurde noch nach 1907 geschossen, aber es war doch Kriegsende, wenn auch mit dem schlimmsten Frieden, den man sich vorstellen kann. Aber die Menschen haben doch wahrgenommen, daß jetzt die Chance für einen etwas stetigeren Rekonstruktionsversuch und Überlebensversuch bestand.

Krüger: Ich glaube ohnehin, daß sehr viel von dem Erstaunen über das, was in der Hererogesellschaft nach dem Krieg passiert ist, sich nur auf der Grundlage der Forschungsgeschichte erklärt. Zwar hast Du z.B. schon in Deinem Buch die Rücksiedlung der Herero auf ihr Weideland hinter dem Rücken der Farmer beschrieben, aber in der Forschung überwiegt das Bild der totalen Zerstörung der Hererogesellschaft. Die Rekonstruktion der Hererogesellschaft ist vermutlich kein singulärer Prozeß. Sie ist dennoch bewundernswert, aber viel von dem Erstaunen kommt vermutlich daher, daß Drechsler immer mit dem Bild von der „Ruhe des Friedhofs“ wiederholt wurde.

Bley: Weil das natürlich für die Kritik am deutschen Kolonialismus wichtig war. Es war eben ein Genozid. Aber die Herero haben im 19. Jahrhundert aus ihrem Staatsbildungs- und Hegemonialversuch eine ganz bestimmte und besondere Identität entwickelt, und dies hat die Chance zu einem Rekonstruktionsprozeß auf so schwacher Grundlage wie der reduzierten Viehwirtschaft mit einem Siegesmythos verknüpft. Es war auch ihre einzige Chance zwischen den Deutschen, später den Buren und der Mehrheitsbevölkerung in Namibia, überhaupt einen eigenen Platz zu identifizieren. Wenn Gesellschaften einen relativen Verstaatlichungsprozeß in der proto-kolonialen und frühkolonialen Zeit entfalten konnten – wie auch in Buganda – hat diese Zeit der politischen Autonomie mit ihren eigenen Institutionen eine unglaublich prägende Wirkung. Ob jemand daran mit restaurativen Gedanken direkt anschließen will oder nicht. Es handelt sich um eine andere Form von politisierter Ethnizität als in Fällen ohne diesen Grad von Hegemonie und ohne staatliche Institutionen. Das wäre jedenfalls eine Ausgangsvermutung, die man an anderen Fällen überprüfen müßte.